

Pikturale Personifikation

und das Darstellungsformat von Webcams

GEORG JONGMANN

Bewegte und unbewegte Bilder von mehr oder weniger bekannten Personen sind so gewöhnlich wie verbreitet: Die Fotos von Freunden und Familienangehörigen dienen der Erinnerung und der Verinnerlichung von persönlichen Beziehungen. Urlaubsdias verschwinden in der Schublade und bereiten bei Gelegenheit einen begrenzt vergnüglichen Abend. Das Bild im Personalausweis gewährt einen Einblick in vergangene Haarmoden und veranlaßt bei Grenzkontrollen zur eindringlichen Prüfung physiognomischer Merkmale. Überwachungskameras an öffentlichen oder halb öffentlichen Plätzen legen ein Verhalten nahe, mit dem besser keine unlauteren Absichten offenbart werden, obwohl man nicht weiß, ob auf den Kontrollmonitoren des Sicherheitsdienstes Bilder erscheinen, ob sie gerade betrachtet oder ob sie aufgezeichnet werden. Es genügt bereits die Vermutung, observiert zu werden, um sich ein erwartbares Normalmaß aufzuerlegen. Auf all diese Personen im Bild kann auf sehr verschiedene Weise zugegriffen werden. Ihre Bilder übernehmen dabei die Funktion, familiäre oder andere Bindungen und die an die Personen gerichteten Erwartungen zu beeinflussen, zu bestärken oder gar erst hervorzurufen. Daneben haben die Massenmedien einen verbildlichten Personentypus hervorgebracht, auf den zugreifen zu können sehr unwahrscheinlich ist und zu dem folglich keine sozialen Beziehungen bestehen. Die Funktion der massenmedialen Bilder scheint sich gerade dadurch auszuzeichnen, ihre Personen ohne einen »persönlichen« Kontakt erlebbar zu machen. Falls wider Erwarten dennoch kurzzeitige Beziehungen entstehen, unterliegen sie dem Zwang, mit den verbreiteten Schemata abgeglichen zu werden, um herauszufinden, wie diese Menschen »wirklich« sind – gerade so, als wären ihre Fernsehauftritte nicht wirklich –, wie sie sich neben ihrer öffentlichen Person als Individuen verhalten und welche Beiträge, Überraschungen oder Irritationen sie situativ beisteuern.

Die Differenzierung zwischen diesem Personentypus¹ – dem Politiker und Filmstar, der Nachrichtensprecherin und dem Talkmaster, dem Statisten und dem Publikum – und denjenigen Personen, die sich nicht vorrangig auf Grund ihres mediatisierten Wirkens profilieren, verweist auf einen sie organisierenden Unterschied. Er besteht zwischen dem Individuum und der Person, die es für andere und vor anderen ist, die es zu sein vorgibt oder die andere ihm zumuten. Auf der einen Seite begegnet man dem lernfähigen und vergeßlichen, dem artikulierenden und vor der Kamera posierenden, kurz: dem *sich in seiner Umwelt orientierenden Individuum*. Es denkt, fühlt und atmet. Auf der anderen Seite präsentiert es sich als Person, die mit dem Individuum korrespondiert und die den sozialen Zugang zu ihm bestimmt. Die Person strukturiert die Sozialität sowohl aus fremder Perspektive auf das Individuum als auch unter dem Gesichtspunkt des Individuums bezüglich genau dieser Perspektive, wodurch Ordnungsgewinne erzielt werden. Die Begegnung mit ihm ist folglich nicht individuell, sondern persönlich. Insoweit dem Individuum unabhängig von seinen ihm eigenen Beschaffenheiten eine einheitlich prozessierte Differenz zu seiner Umwelt zugemutet wird, die sich unter sozialen Bedingungen eben mittels des Schemas bzw. der Form der Person stabilisiert, findet seine Individualisierung statt, an der sich andere Individuen, für die die gleichen Bedingungen gelten, in variabler Weise beteiligen. Sie setzt ein Mindestmaß an gestalteten Umweltbezügen voraus und schließt deswegen immer ein eigensinniges Prozessieren ein, auf das man sich einstellt und auf das sich eingestellt zu haben für das weitere Prozessieren notwendig ist. Niklas Luhmann verdeutlicht diesen Unterschied, wenn er die Person als die *individuell attribuierte Einschränkung von Verhaltensmöglichkeiten* bestimmt.²

An dieser Form der Attribution können Bilder von Menschen beteiligt sein. Sie sind folglich nicht nur wiedererkennbare Abbildungen oder Reminiszenzen an gemeinsame Erfahrungen, sondern darüber hinaus personale Struktursequenzen. Verschaffen sich Bilder in dieser Weise Geltung, kann von pikturaler Personifikation gesprochen werden. Inwieweit mit ihnen die an eine Person gerichteten Verhaltenserwartungen strukturiert werden und inwieweit eine Person als lernendes, psychisches Individuum mit einem alternden Körper unabhängig von bildlichen Mitteln bekannt ist, macht die Personifikation mehr oder weniger relevant. Ihr ist es zu

1. Vgl. die Untersuchung von Jens Ruchatz in diesem Band.

2. Vgl. Niklas Luhmann: »Die Form ›Person‹«, in: ders., *Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch*, Opladen: Westdeutscher Verlag 1995, S. 148.

verdanken, daß sich die massenmedial herausgebildeten Schemata der Zurechnung verselbständigen können und zu kommunikativ adressierbaren Simulationen einladen, die mit Biographien, Verwandtschaftsverhältnissen oder Einstellungen nicht mehr abgeglichen werden müssen. Die Personifikation reguliert, wie ›individuell‹ die individuellen Zurechnungen verlaufen. Nochmals variiert wird das Verhältnis zwischen der Bildperson und dem Individuum durch die computer-vermittelte, vernetzte Kommunikation. Ihr Einsatz ist sehr vielseitig: Mit digitalen Kameras aufgenommene Bilder können (fast) ohne Verzögerung per E-Mail verschickt werden. Die Internettelefonie gibt dem um Bilder ergänzten Ferngespräch neuen Auftrieb. Eine struktureichere Form der bildgestützten Interaktion bieten Videokonferenzen, die häufig in eigens dafür eingerichteten Konferenzräumen stattfinden und bei denen neben der Verbildlichung der Teilnehmerinnen und Teilnehmer auch Kameras für Dokumente o. a. zur Verfügung stehen.³ Und schließlich gewähren die ins Internet geladenen Aufnahmen von Webcams Einblicke in Arbeits- oder Wohnzimmer von privaten und dennoch unbekannten Personen.

Webcams werden zumeist an einer Stelle installiert oder wechseln nur gelegentlich ihren Platz und verfügen über die nötige Ausstattung, um Einzelaufnahmen oder Videosequenzen über einen ans Internet (oder Intranet) angeschlossenen Rechner einzelnen oder einer unbestimmten Menge von Empfängern annähernd zeitgleich mit der Aufnahme zugänglich zu machen. Obwohl Webcams gewiß auch zum Spionieren genutzt werden oder zumindest zu datenrechtlichen Schwierigkeiten führen, wenn sie beispielsweise in Museen⁴ oder Cafés aufgebaut werden, unterscheidet sich ihr Einsatz von Verfahren, bei denen Kleinstkameras für eine gezielte Überwachung oder zum Beobachten intimer Tätigkeiten genutzt werden. Ebenfalls unterscheiden sich ihre Aufnahmen von den Fotografien, die massenhaft private Homepages illustrieren. Denn die Fotografien sind nicht auf eine Situation zeitlich direkter Übermittlung zurückzuführen und haben stattdessen eine selektive, redaktionelle Bearbeitung erfahren. Nichtsdestotrotz erscheinen die

3. Vgl. Christoph Meier: »Neue Medien – neue Kommunikationsformen? Strukturmerkmale von Videokonferenzen«, unter: <http://www.uni-giessen.de/~g31047/eingangseite.html> vom 15.4.2001 (mit Videobeispielen); auch in: Werner Kallmeyer (Hg.), *Sprache und neue Medien*, Berlin, New York: de Gruyter 2000.

4. Vgl. Deutscher Bundestag – 14. Wahlperiode (Hg.): *Tätigkeitsbericht 1999 und 2000 des Bundesbeauftragten für den Datenschutz*. 18. Tätigkeitsbericht, Drucksache 14/5555 vom 13.3.2001, S. 34.

Bilder von Webcams zumeist auf privaten oder firmeneigenen Homepages, die zum Teil ausschließlich für die Darstellung ihrer Aufnahmen konzipiert wurden; man findet dort Archive, Galerien, *Slide-Shows* oder andere Präsentationsformen.

Durch Webcams und andere darstellerische Formen des Internet (z.B. Chat-Foren, virtuelle Gemeinschaften, *online* geschriebene Tagebücher) wird Privates öffentlich verbreitet, was bisher v.a. der journalistischen Profession vorbehalten war. Auch die zur Verfügung stehenden Mittel (wie etwa die Live-Einspielung von Bildern) war bisher strikt reglementiert. Anstatt die allgemein zugängliche, öffentliche Verbreitung über die vorhandenen Techniken und die Berufszugehörigkeit zu begrenzen, scheint man sich nun auf die Zuweisung von Zugangsrechten zu verlegen, um die Verbreitung von Information und die Reichweite der Kommunikation zu limitieren. Wie stark diese Tendenz bereits ausgeprägt ist und ob sich aus ihr gesellschaftliche Folgeprobleme ableiten lassen, soll hier nicht weiter diskutiert werden. Unabhängig ihrer Relevanz passen diese jedoch zweifellos beobachtbaren Vorkommnisse zu den Bestrebungen, die Angebote zur Mediennutzung und ihre Nutzung selbst stark zu personalisieren: Dies reicht von den auf das Kaufverhalten zugeschnittenen Marketing-Strategien über thematisch spezifizierbare Nachrichten oder Informationsdienste bis hin zu intelligenten *bots* und *agents*.⁵ Die Person wird in der Form des einzelnen *user* zu einem vielseitig in Anspruch genommenen Schema, das sowohl öffentlich als auch privat ist und das Verhältnis des Privaten und des Öffentlichen in einer noch nicht absehbaren Weise restrukturiert. Auch der Gebrauch von Webcams reiht sich in die Personalisierung mediatisierter Kommunikation ein und trägt zu der Konfusion des Privaten mit dem Öffentlichen bei.

Vor dieser nur kurz skizzierten Problemlage stehen die weiteren Ausführungen, die sich der Ausgestaltung⁶ personaler Schemata widmen: Wie konfigurieren die durch Webcams erzeugten Bilder der Personen und wie stabilisieren sie Zurechenbarkeit? Um die

5. Vgl. Matthias Klusch (Hg.): *Intelligent Information Agents. Agent-Based Information Discovery and Management on the Internet*, Berlin u.a.: Springer 1999; und Robert Trappl/Paolo Petta (Hg.), *Creating Personalities for Synthetic Actors. Towards Autonomous Personality Agents*, Berlin u.a.: Springer 1997.

6. Während sich *Personalisierung* auf den Gebrauch des personalen Schemas bezieht, soll zu einer besseren Unterscheidung die *Personifikation* seine Gestaltung und Strukturierung bezeichnen; vgl. zum Begriff der Personalisierung auch Niklas Luhmann: *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1984, S. 155.

Fülle von technischen Einsatzmöglichkeiten und darstellerischen Praktiken von Webcams zu beschreiben, sind pauschale Vergleiche mit der Analyse panoptischer Disziplinierung, mit voyeuristischen resp. exhibitionistischen Tendenzen oder mit den ›virtuellen‹ Welten nur begrenzt hilfreich.⁷ Statt dessen soll mit Hilfe einiger systemtheoretischer Überlegungen ein Weg gesucht werden, auf dem man sich einer Beschreibung des Gebrauchs von Webcams und ihrer personifizierenden Aspekte annähern kann. Im folgenden wird ein theoretisches Arrangement entwickelt, das sich in drei Schritte gliedert. Der mit Luhmann vorgeschlagene Personenbegriff bezieht sich auf die zugemutete und mitgestaltete Sozialität von Individuen. Da Luhmann Soziales in Form von Systemen thematisiert und da die irreduzible Operation der sozialen Systeme mit der Kommunikation gegeben ist, wird demgemäß das personale Schema im kommunikativen Prozessieren entfaltet. Daraus schlußfolgernd konkretisiert der zweite Schritt noch einmal den Begriff der Person. Weiterhin benötigt man eine auf die kommunikative Operation abgestimmte und analysefähige Bestimmung von Bildern, die in einem dritten Schritt vorgestellt wird. Darauf zurückgreifend können abschließend die personifizierenden Effekte der Webcam-Bilder beschrieben werden.

Laut Luhmann hat Kommunikation stattgefunden, wenn verstanden worden ist, wer was mitgeteilt hat.⁸ Er begreift sie als die Synthese einer Mitteilung, einer Information und eines Verste-

7. Inwieweit der von Michel Foucault analysierte Panoptismus mit der Situation vernetzter Computer verglichen werden kann, problematisiert Stefan Wunderlich: »Vom digitalen Panopticum zur elektrischen Heterotopie. Foucaultsche Topographien der Macht«, in: Rudolf Maresch/Niels Werber (Hg.), *Kommunikation, Medien, Macht*, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1999, S. 342–367. Den (vermeintlichen) Exhibitionismus beschreibt Victor Burgin: »Jennis Zimmer«, in: Sigrid Schade/Georg Christoph Tholen (Hg.), *Konfigurationen. Zwischen Kunst und Medien*, München: Wilhelm Fink Verlag 1999, S. 94–103. Auf den keineswegs trennscharfen Unterschied zwischen den programmierten und errechneten, ›virtuellen‹ Welten einerseits und den ›realen‹ Welten andererseits verweist Thomas J. Campanella: »Eden by Wire. Webcameras and the Telepresent Landscape«, in: Ken Goldberg (Hg.), *The Robot in the Garden. Telerobotics and Telepistemology in the Age of the Internet*, Cambridge/MA, London: MIT Press 2000, S. 22–46. Zu einer Kritik dieser Unterscheidung vgl. Georg Jongmanns: »Gute Zeiten, Schlechte Zeiten. Das Echtzeit-Real«, in: Jan Berg/Hans-Otto Hügel/Hajo Kurzenberger (Hg.), *Authentizität als Darstellung*, Hildesheim: Universität Hildesheim 1997, S. 250–271.

8. Diese Formulierung findet man in Niklas Luhmann: *Gesellschaft der Gesellschaft*, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1997, S. 86. Grundlegend für den Kommunikationsbegriff ist ders., *Soziale Systeme* (Anm. 6), S. 191–241.

hens. In dieser scheinbar simplen Einheit verbergen sich komplexe Verhältnisse. Ihre erste Verwicklung besteht darin, daß jeder der drei Aspekte selektiv ist: Die Art, wie mitgeteilt wird, ist ebenso selektiv, wie die mitgeteilte Information und das Verstehen. Die zweite Verwicklung besteht darin, daß das Verstehen erst unterscheidet, was als Mitteilung und was als Information zu behandeln ist. In einer ersten Annäherung bedeutet dies, daß auf der einen Seite jemand ist, der auswählt, was er oder sie auf welche Weise mitteilt, und daß auf der anderen Seite jemand ist, der die Mitteilung nach Maßgabe der Differenz von Information und Mitteilung versteht und auf diese Weise Kommunikation in Gang bringt – ohne daß der Mitteilende auch nur den geringsten Einfluß darauf hätte, wie verstanden wird, was also als Mitteilung und was als Information Gehör und Anschluß findet; und umgekehrt, ohne daß diejenige, die versteht, Einfluß auf die Selektivität der Mitteilung hätte, an die sie ihr Verstehen ansetzt. Jedes auf diese Weise distinguierende Verstehen setzt sich einem weiteren Verstehen aus, da es selbst als Mitteilung einer Information verstanden werden kann, womit die dritte Verwicklung gegeben ist. Wenn so Verstehen an Verstehen anschließt, können sich die Beteiligten nach und nach darauf einstellen, um Mitteilungsweisen und die einmal gewonnene Information zu stabilisieren und um damit weiterhin zu kommunizieren. Auf diese Weise wird eine operative Struktur aufgebaut. Zu verstehen heißt somit einerseits, retrospektiv und prospektiv zu wirken und damit die Reproduzierbarkeit kommunikativer Einheiten zu gewähren. Und es heißt andererseits, die Markierung einer Differenz zu sein, die auf das Verstehen selbst angewendet wird, wodurch sich trotz bzw. gerade wegen der frappierenden Kontingenz alles Beigetragenen und Verstandenen eine stabilisierte und strukturierte Selbstreferenz etabliert.

Wenn sich die Kommunikation auf diese Weise reproduktiv und rekursiv – und das heißt eben auch: operativ geschlossen – verhält, wie kann dann von Mitteilenden die Rede sein? Wie kann man Individuen voraussetzen, die etwas mitteilen und deren Mitteilungen verständlich oder doch zumindest verstehbar sind? Offenbar teilen ein sich bewegender oder sprechender Körper, ein denkendes oder artikulierendes Bewußtsein nichts mit, solange sie nicht im kommunikativen Sinne verstanden worden sind. Man kann noch so sehr winken oder schreien und sich Geltung verschaffen wollen: Wenn hieraus kein Beitrag gewonnen wird, der in das kommunikative System Eingang findet, bleiben die Körperbewegungen und bleiben die besten Mitteilungsabsichten aus der Kommunikation ausgeschlossen. Das heißt, die formelhafte und verkürzte Erklärung der Kommunikation – zu verstehen, wer was mitteilt – bewahrt ihre

Gültigkeit nur dann, wenn die Kommunikation zuvor bereits in Gang gekommen ist und wenn sich in ihr Instanzen entwickelt haben, die es erlauben, nach dem ›Wer‹, nach einer Mitteilenden hinter der Mitteilung und nach einer unterstellbaren Kontingenz zu fragen, die ihre Selektivität erst erzwingt. Weder geht die Kommunikation von einem mitteilenden und einem verstehenden Individuum aus, noch beginnt sie mit ihnen. Man kann es nicht genug betonen: Ihre Operation ist irreduzibel. Dies schließt selbstverständlich nicht aus, daß sich die Kommunikation darauf versteht, Informationen über Mitteilungsweisen zu sammeln und sich somit in den Zustand versetzt, reproduzierfähige Mitteilungsschemata einzurichten, die individuelle Zurechnungen organisieren und mit deren Hilfe von einer Mitteilung kommunikativ auf einen Mitteilenden geschlossen wird. Hier kommt das operable Element der Person ins Spiel.⁹

Die Person ist dasjenige operative Schema, das die Koordination der Mitteilungen verantwortet und das auf individuelle psychische Systeme samt zugehörigem Körper zurechnet. Die Person organisiert, wie die Beteiligung von Einzelnen an einer Kommunikation vonstatten geht, und reguliert, welche Erwartungen an relevant zu machendes Verhalten gestellt werden. Insoweit nicht alles und jedes von anderen Beteiligten einer Kommunikation erwartet wird (und wohl auch kaum erwartet werden kann: zum Beispiel sich so fahl und rund zu verhalten, wie der winterliche Vollmond scheint) und insoweit die Beteiligten klarstellen, was von ihnen erwartet werden kann, hat man es mit einer Person zu tun. Da Luhmann die Struktur sozialer Systeme als Erwartungen von Erwartungen bestimmt – als Erwartungen, die sich nicht an dies oder jenes, sondern zuallererst danach richten, daß erwartet wird –, erweist sich die Person als eine regulierende Funktion innerhalb der Systemstruktur.¹⁰ Sie eröffnet immer auch einen Möglichkeitsspielraum, der bspw. darüber befindet, welches Verhalten sonst noch in einer zu erwartenden Beobachtung liegen könnte oder welches Verhalten das Erwartungsschema enttäuschen würde, aber genau deswegen erwartet werden muß etc. Die Person organisiert auf kontingente Weise, wie die Teilnehmer und Teilnehmerinnen identifiziert werden, und produziert die Selektivität des Mitteilens.

Man muß daran angepaßt artikulieren bzw. *sich* artikulieren,

9. Zu den Ausführungen über die Person und das Individuum vgl. Niklas Luhmann: »Die gesellschaftliche Differenzierung und das Individuum« und ders., »Die Form ›Person‹«, beide in ders., *Soziologische Aufklärung 6*, S. 125–141 und 142–154.

10. Vgl. N. Luhmann: *Soziale Systeme* (Anm. 6), S. 396–417, bes. S. 398 und S. 412.

um verstanden zu werden und Anschlußfähigkeit zu erlangen. Wer sich über verschiedene Situationen hinweg und in unterschiedlichen Systemen erkennbar bzw. wiedererkennbar an der Kommunikation beteiligen will, muß zur Person werden, und wer sich an einer Kommunikation beteiligt, restrukturiert in dem Maße seiner oder ihrer Beteiligung die ihn oder sie betreffende Person. Jeder muß, um sich Gehör zu verschaffen, als Person auftreten und sich als mehr oder weniger variables Erwartungsschema etablieren, das über eine situative Spezifik hinaus das Selbe bleibt bzw. das ein gewisses Maß an Selbigkeit garantiert. Die Personalpronomina liefern hierfür eine erste, probate Form. In der Selbigkeit liegt jedoch ein Problem. Sie ist das Problem der Beobachtungen verschiedener Beobachter – oder mit Luhmann ausgedrückt: Man muß »Dasselbe verschieden unterscheiden können«.¹¹ Demnach ist die *Person* das in der Erwartungsstruktur fungierende, paradoxe Selbe des zur kommunikativen Beobachtung freigegebenen und freizugebenden Verhaltens, während das *individuelle psychische System* die nicht immer leicht zu bewältigenden Lasten der Integration trägt, insofern es sich dazu genötigt fühlt. In verschiedenen Situationen und unterschiedlichen Ereignissen, in denen sich die eigene Person entfaltet, und unter wechselnden Bedingungen und Voraussetzungen muß das Individuum in der Lage sein, eine Identität herzustellen.¹² Der Selbigkeit des personalen Schemas, das den Bezug zu vielfältigen Fremdbeobachtern stabilisiert, steht die komplexe Anforderung gegenüber, darauf abgestimmte Selbstbeschreibungen zu finden.

Insofern man an seiner Personifikation teilnimmt und die damit verbundenen Respezifikationen bewältigt, individuiert man sich für sich selbst in einer sozialen Umwelt. Man verschafft seiner *persönlichen Individualität* Geltung, indem man Ansprüche anmeldet, und wird in dem Maße zur *individuellen Person*, wie dies von einem erwartet werden kann. Man ist dazu veranlaßt, für sich als Individuum und in Bezug auf andere als Person erkennbar zu sein und zu bleiben, so wie jeder einzelne seine Ansprüche an die Erwartbarkeit anderer stellt. Hier zeigt sich die Brisanz der strukturellen Kopplung¹³ zwischen den Individuen und ihrer sozialen Umwelt, von der auch die Körper nicht verschont bleiben. Folgt man

11. Niklas Luhmann: »Die Tücke des Subjekts und die Frage nach dem Menschen«, in: ders., *Soziologische Aufklärung 6*, S. 166.

12. Vgl. zur Unterscheidung der Person und des Individuums und den damit verbundenen Paradoxien auch Gilles Deleuze: *Logik des Sinns*, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1993, S. 151.

13. Vgl. N. Luhmann: *Gesellschaft der Gesellschaft* (Anm. 8), S. 92–120.

beispielsweise Alois Hahn, liegt in ihrer Individualisierung eine unwahrscheinliche und alles andere als selbstverständliche Errungenschaft.¹⁴ Die Individualisierung ist, unter strukturellen Gesichtspunkten beobachtet, keinesfalls eigenständig. Die mit der Person bewerkstelligte Kopplung von Individuen beschreibt ihre Umweltangepaßtheit bzw. Irritabilität, nicht jedoch den eigenständigen Zugriff. Man ist daher ständig damit befaßt, die eigenen Erwartungen zu artikulieren, das heißt Ansprüche anzumelden, um sich eine eigene Erwartbarkeit zu verschaffen, womit sich das Individuum – und das heißt: womit sich seine vielseitige Umweltbeziehung – doch nur mannigfaltig disloziert.¹⁵

Die derart konstituierten Individuen bleiben vorerst beschäftigt. Mit den ihnen entsprechenden Schemata operieren die sozialen Systeme ohne Schwierigkeiten, da sie sie rekursiv etabliert haben. Für sie stellt sich jedoch ein anderes Problem. Denn der Kommunikation kommt unter medialen Bedingungen allmählich die Einheit abhanden, mit der sie die in Interaktionen präsenten Körper und die mit ihnen korrelierten, psychischen Systeme noch als Mitteilende und zugleich als Handelnde ausweisen konnte. Die grundlegende Kopplung zwischen den Individuen und der Kommunikation weicht auf und erschwert es, Zurechnungen individuell zu plazieren. Körper gibt es weiterhin zu sehen, gefilmte und von Kameras erfaßte Körper, bewegte Körper im Fernsehen und sprechende Stimmen im Radio, deren Äußerungen ohne weiteres eine bewußte Selektivität unterstellt und die in diesem Sinne verstanden werden können.¹⁶ Aber die kommunikative Anschlußfähigkeit, die dieses körperliche Verhalten und die diese artikulierenden Stimmen gewähren, wird ausschließlich aus produzierten Bildern und aus montierten Sprechsequenzen gewonnen. Die Schwierigkeit der Kommunikation besteht darin, daß die textlichen, sprachlichen, bildlichen oder musikalischen Referenzgefüge nicht handeln. Die Handlung gilt jedoch als die notwendige Selbstsimplifikation sozialer Systeme, um sich zu

14. Vgl. Alois Hahn: »Kann der Körper ehrlich sein?«, in: Hans Ulrich Gumbrecht/K. Ludwig Pfeiffer (Hg.), *Materialität der Kommunikation*, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1988, S. 666–679.

15. Unter dem Gesichtspunkt des Individuums angefertigte Beschreibungen und Analysen der Internet-Kommunikation liegen zahlreich vor. Ein prominentes Beispiel ist Sherry Turkle: *Leben im Netz. Identität in Zeiten des Internet*, Reinbek: Rowohlt 1998.

16. Zuletzt diskutiert in Barbara Becker/Irmela Schneider (Hg.): *Was vom Körper übrig bleibt. Körperlichkeit, Identität, Medien*, Frankfurt/Main, New York: Campus 2000.

fixieren, um Zurechenbarkeiten zu definieren und um von diesen Punkten aus weiter operieren zu können. Die Systeme müssen, so Luhmann, »das Mitteilen selbst als Handeln auffassen, und nur in diesem Sinne wird Handeln zur notwendigen Komponente der Selbstreproduktion des Systems von Moment zu Moment«. ¹⁷ Gewiß kann man unter Zuhilfenahme eines personalen Autorenschemas oder des Eigennamens von Moderatorinnen die Mitteilung als die Handlung eben dieses Autors oder jener Moderatorin beobachten. Dies geschieht permanent, und darin besteht auch kein Problem. Entscheidend ist vielmehr, daß alles von der Darstellung abhängt – auch das Schema des Autors ist eine Frage der Darstellung – und daß es *keine Notwendigkeit für ein mit diesen Personalisierungen korrespondierendes Individuum* gibt, das gemäß der vollzogenen Beobachtung des Schemas handelt und das seine Umweltbeziehungen koordiniert. Es liegt ein weit verbreiteter Trugschluß darin, für die Kommunikativität von Texten, Bildern und anderen Artefakten Handlungen oder Handelnde oder ein mitteilendes Verhalten vorauszusetzen. ¹⁸

Dies entläßt allerdings nicht von der Notwendigkeit, eine Mitteilung zu unterscheiden. Um ihre Handlungsform zu substituieren, kann die Kommunikation personale Schemata testen und etablieren, die allein darstellerisch zur Geltung kommen und genügend Anschlußfähigkeit erzeugen. Insoweit die personifizierenden Mittel im Laufe der Zeit ein Repertoire von Verhaltenserwartungen und damit zusammenhängende Praktiken entwickeln, die auch ohne einen Bezug zum Umweltbezug eines Individuums funktionieren, erhalten sie einen Eigenwert, lassen sich von den interaktiv eingeübten Operationsweisen ablösen und in neuen Zusammenhängen einsetzen. Das heißt, mit Bildern und anderen kommunikativen Artefakten werden operable Einheiten von strukturierten Erwartungsbindungen eingerichtet und personalisierend genutzt. Die eigenwertigen, personifizierenden Mittel erlauben es, individuelle Personen unabhängig von den sich unruhig verhaltenden, Kontingenz erzeugenden und die Kommunikation irritierenden Individuen zu synthetisieren. Der Star ist der Prototyp dieser Gattung. Vielleicht wird man einwenden, daß sich der »echte« Star gerade durch das Bemühen auszeichnet, immer wieder individuell in Erscheinung zu treten. Dieser Handlungsbedarf erhebt jedoch den Anspruch, die syntheti-

17. N. Luhmann: *Soziale Systeme* (Anm. 6), S. 227.

18. Die problematische Spezifikation der Mitteilung unter rein medialen Bedingungen ließe sich auch mit Bezug auf die den selektiven Funktionen voraussetzende doppelte Kontingenz, mit Bezug auf die Erwartungsstruktur sozialer Systeme oder mit Bezug auf ihre Temporalität diskutieren.

sche Personifikation zurückzubinden, was ihre Verselbständigung gerade bestätigt. Mehr noch: In ihr liegt eine gesellschaftliche Notwendigkeit, wie klagevoll die Urteile darüber auch ausfallen mögen. Denn nur die effektive Loslösung von den psychischen und körperlichen Irritationen, die die Individuen an soziale Systeme herantragen, und die resultierende Operabilität der personifizierenden Mittel gestattet es den Massenmedien, ihre Personen überhaupt als Mitteilende zu behandeln. Kurz, die Person löst sich vom Individuum ab und kann nicht mehr auf es zurückgeführt werden, was bei der *persona dramatis* immer noch der Fall war. Trifft die Analyse zu, wird man mit dem Ablöseeffekt rechnen müssen, wenn man sich der computer-vermittelten Kommunikation zuwendet, da auch hier der Zugriff auf Individuen nicht garantiert werden kann.

Wenn von kommunikativen Artefakten und von Erwartungsbindungen die Rede ist, sagt dies nicht mehr aus, als daß die Artefakte Texte, Musikstücke, Internet-Seiten, Filme u. a. m. zusammenfassend bezeichnen, insofern sie eine kommunikative Funktion tragen, und daß die an sie gebundenen Erwartungen soziale Systeme (mit-)strukturieren. Wie können sie nun näher bestimmt werden? Da es vor allem auf die pragmatische Operativität der Kommunikation ankommt und da sie sich auf keinen Fall wahrnehmend vollzieht, muß ausgeschlossen werden, Bilder als Gesehenes und als dasjenige zu verstehen, das dem Bewußtsein erscheint. Nichtsdestotrotz muß wahrgenommen werden, damit Artefakte überhaupt kommunikativ relevant werden können. Um die Wahrnehmung in Funktion zu setzen und die Unterscheidung zwischen der pikturalen Mitteilung und ihrer Information verstehenderweise zu lancieren, bedarf es einer entsprechenden Konfiguration der visuellen Aufmerksamkeit. Unabhängig davon, wie und was gesehen wird, und gleichgültig wie (un-)bewußt man imaginiert oder erinnert, obliegt es der Aufmerksamkeit, etwas Gesehenes als Bild und somit als Mitteilung zu erkennen, genauso wie es ihr obliegt, etwas Gehörtes als eine verbale Artikulation zu identifizieren. Insofern ist die Aufmerksamkeit kommunikativ disponiert. Man hat es bei dieser Form mit einem typischen Fall der strukturellen Kopplung zwischen sozialen und psychischen Systemen zu tun.

Genauso wie das psychische System darüber befindet, ob es ein Bild mit bestimmten Gestaltqualitäten oder einen Text mit nachvollziehbaren Aussagen vor sich hat, so entscheidet der kommunikative Vollzug darüber, was ihm als mitteilendes Bild erscheint. Dies kann je nach Anschluß variieren, wie bspw. die Hieroglyphen belegen, die sowohl sprachlich als auch piktural verstanden werden können. Da zu verstehen nicht allein bedeutet, die Mitteilung zu unterscheiden, sondern zuallererst zu bestimmen, was als Mittei-

lung gelten kann – sie wird von der Information und zugleich als sie selbst unterschieden –, legt die Kommunikation auch die Formate der Darstellung fest (und sie legt *sich* auf sie fest), wenn sie eine Mitteilung je momentweise identifiziert. Etwas wird als Gemälde, als Film, als Skulptur, kurz: als ein bestimmtes Format der Darstellung verstanden, wodurch sich das Verstehen durch sein Eintreten und durch sein Ereignen bereits auf eine bestimmte Mitteilungsweise festgelegt hat, aus der es die Information gewinnt. Es ist also der Begriff des *Darstellungsformats*, der die Mitteilungshandlung substituiert.

Weitere Spezifikationen sind nötig. Das Verstehen erfindet die Formate nicht *ad hoc*, obwohl dies auch möglich ist, sondern ist auf systematische Merkmale und Regelmäßigkeiten angewiesen, um überhaupt etwas als Mitteilung ausmachen zu können. Eine als darstellerisch formatierte Mitteilung hängt somit von einer Verstehensermöglichung, von einer Potenzierung ab, die durch ein früheres Verstehen erwartbar gemacht wurde. Ohne allzu sehr ins Detail zu gehen, kann dieses Potential der Darstellungsformate mit Hilfe der Symboltheorie Nelson Goodmans unterschieden und analysiert werden.¹⁹ Die von ihm beschriebenen Symbolsysteme kennzeichnen verschiedene Darstellungsweisen für den Fall, *wenn und nur wenn sie als solche verstanden werden*. Das heißt, die Symbolsysteme weisen diejenigen Regelmäßigkeiten auf, die das Verstehen im Zuge seiner kommunikativen Operationen selbst etabliert hat. Wie sie unter Bezug auf Darstellungen ihre Anschlußwerte ermitteln, geben folglich die Merkmale der Symbolsysteme an. Insoweit bleibt die Ausgangsbestimmung bewahrt, nach der die Kommunikation re produktiv, rekursiv und temporalisiert ist.

Das bildliche Darstellungsformat entspricht einem Symbolsystem, das durch vier Bestimmungen gekennzeichnet ist. Erstens gibt es kein von vornherein festlegbares Kriterium, das die auf ein Bild zutreffenden Objektbezüge begrenzt. Das Bild einer Person vor dem Computer denotiert ihre Gesichtszüge und die Frisur, jedes einzelne Hautfältchen und jedes Haar. Wenn sich die Objektbezüge eines Symbols einerseits überschneiden und wenn andererseits nicht eindeutig geklärt ist, ob ein Objektbezug das Symbol erfüllt oder nicht erfüllt, nennt Goodman das daraus resultierende Symbolsy-

19. Vgl. Nelson Goodman: *Sprachen der Kunst. Entwurf einer Symboltheorie*, übersetzt von Bernd Philippi (nach der 2. Aufl. 1976 der Originalausgabe), Frankfurt/Main: Suhrkamp 1995; Catherine Z. Elgin: *With Reference to Reference*, Indianapolis, Cambridge: Hackett 1983; Nelson Goodman/Catherine Z. Elgin: *Revisionen. Philosophie und andere Künste und Wissenschaften*, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1993.

stem *semantisch dicht*. Zweitens gibt es neben der Denotation eine weitere Form der symbolischen Bezugnahme: die *Exemplifikation*, die die semantische Dichte der bildlichen Symbolsysteme noch verstärkt. Sie ist derjenige Objektbezug einer Inskription, der etwas denotiert und gleichzeitig als Beispiel für das Denotierte dient. Goodman erklärt die Exemplifikation mit der Stoffprobe im Musterbuch eines Schneiders, die einen Stoff symbolisiert, indem es selbst zwar nicht über alle (etwa Größe der Stoffbahn), aber über manche Qualitäten (farbliche Muster, Webart etc.) verfügt. Man findet die Exemplifikation auch bei Visualisierungsverfahren, wenn es herauszufinden gilt, in welchen Bereichen eines Bildes auswertende Denotationen vorgenommen werden können. Dies setzt bereits die Identifikation eines Darstellungsformats voraus, von dem die Mitteilung ausgeht. Auf Autoren oder vergleichbare Zurechnungsinstanzen muß hier von vornherein verzichtet werden; und die Mitteilung der bildgebenden Apparatur zuzuordnen, ist ein ebenso gewagtes wie animistisches Unterfangen. Wenn man danach fragt, was ein Bild bedeutet, hat man es bereits als Bild exemplifiziert und in dieser Form kommunikativ relevant gemacht.

Drittens entspricht dem pikturalen Darstellungsformat ein *syntaktisch dichtes* Symbolsystem. Es gibt kein eindeutiges Kriterium und keine distinkte Grenze dafür, welche Aspekte oder Ausschnitte eines Bildes für einen Objektbezug herangezogen werden und welche nicht. Das Bild der Person vor dem Computer beschränkt sich nicht darauf, die Inskription seines Gesichts zu sein. Ebenso kann es als Bild der Kleidung oder der Wohnungseinrichtung, als Bild des Knopfes eines Hemdes oder einer Kaffeetasse gelten – jeweils in Abhängigkeit davon, welche inskribierten und Aufmerksamkeit erregenden Aspekte gerade geltend gemacht werden. Bei Bildern gibt es keine Buchstäblichkeit. Viertens kann der relevante Bereich syntaktischer Elemente je nach Gebrauch oder Zugriff variieren, so daß die wegen der syntaktischen Dichte unabsehbare *Fülle möglicher Symbolisierungen* praktisch reduziert wird. Das klassische Beispiel hierfür liefert eine gezeichnete Linie, die einmal den Verlauf eines Börsenkurses skizziert und im zweiten Fall die graphische Ansicht der Höhenlinie eines Berges ist. Zur Bestimmung des Börsenkurses sind nur einige Merkmale der Zeichnung notwendig, während bei der künstlerischen Graphik die verwendete Tusche, das Papier, die Stärke der Linie etc. relevant gemacht werden können. Je nach dem, ob in einer Kommunikation die Tendenz besteht, den Relevanzbereich zu verengen oder zu erweitern, kann man in Ergänzung der Symboltheorie von *Pikturalisierung* bzw. von *Diagrammatisierung*, das heißt von der Vermehrung oder von der Selektion syntaktischer Merkmale sprechen. Demnach liegt ein

pikturales Darstellungsformat vor, wenn mit ihm ein semantisch und syntaktisch dichtes, sowohl denotierendes und exemplifizierendes und seine Bezüge reduzierendes oder akkumulierendes Symbolsystem korrespondiert. Damit sich etwas als Bild erweist, ist es keineswegs notwendig, die Symbolisierungen in dieser komplexen Weise einzeln vorzunehmen. Die Symbolsysteme sind lediglich ein Ausdruck für erwartbare Artikulationen. Mit ihrer Systematizität und Regularität wird die Mitteilung unterscheidbar und unterschieden – eine Regelmäßigkeit, die das Verstehen bisweilen in einem Moment entwirft, um sie im nächsten Moment wieder zu verwerfen.

Wie können diese Überlegungen nun die Frage nach der Personifikation mittels Webcams beantworten? Den ersten deutlichen Hinweis auf eine personifizierende Motivation der Webcams geben die Eigennamen ihrer Darstellungsformate. Häufig werden sie nach dem Vornamen ihrer (vermeintlichen?) Betreiber und Betreiberinnen benannt: *JenniCam*, *MandyCam*, *MisterEdCam* etc. Ebenso findet man lokale Namen wie etwa *Real Fridge Cam* oder *The Living Room Cam*. Man hat es bei den Homepages, auf denen sich ihre Aufnahmen befinden, zwar nicht nur mit Bildern zu tun – eine alles andere als überraschende Tatsache –, sondern darüber hinaus mit einem komplexen Format von Schrift, Graphiken, Piktogrammen, Hyperlinks (zu anderen Webcams), Musik und diversen anderen Darstellungsweisen. Nichtsdestotrotz behalten die Bilder ein starkes Eigengewicht, wie ihre unterschiedlichen Zusammenstellungen und die *Remote Windows* belegen, in denen sich die übermittelten Bilder ohne *Browser* und ohne weiteres Zutun permanent aktualisieren. Die gleichen Bilder erscheinen auch auf dem Monitor des übermittelnden Computers, woraus sich ein grundlegendes Verhältnis der Aufmerksamkeitssteuerung ableitet. Man sieht sich als Individuum vor der Webcam so, wie man gesehen wird, und man kann gegenseitig unterstellen, daß man darum weiß, auch wenn man nicht weiß, ob man gerade gesehen wird. Zusätzlich sieht man etwas, das andere nicht sehen (z.B. die Webcam), auf eine Weise, die für andere nicht direkt nachvollziehbar ist – und auch dies kann gewußt und gegenseitig unterstellt werden. Gewährleistet wird diese Situation doppelter Kontingenz durch das pikturale Arrangement, das die Erwartbarkeiten für die weitere Kommunikation erzeugt. Durch Webcams werden im Unterschied zur einfachen Rezeption von Bildern situative Transparenzen und Intransparenzen erzeugt, mit denen permanent zu rechnen ist. Am Telefon sind es bestimmte, personifizierende Stimmen, die die Kommunikation orientieren, und bei der Webcam sind es ebenso bestimmte Gesichter, bestimmte Körperhaltungen, bestimmte Interieurs, die im Bild sind, individuell orientierte Erwartungshaltungen bestätigen und um deren minde-

stens bilaterales Sehen und Gesehenwerden man weiß – im Gegensatz zu den zufälligen Passanten auf von Webcams erfaßten Straßenkreuzungen. Die Konfiguration der Aufmerksamkeit, die durch dieses pikturale und mit einem Eigennamen ausgestattete Verhältnis generiert wird, strukturiert die weitere Kommunikation.

Womit kommunikativ zu rechnen ist, kann daher nicht auf das Gesehene reduziert werden. Allein das auf dem Bildschirm zu sehen Gegebene zu thematisieren, verliert das Entscheidende aus dem Blick. Unabhängig von der rohen Darstellungsweise der Webcams und unabhängig von der mangelnden Gestaltbarkeit ihrer Bilder – man könnte die Aufnahmen der Beteiligten ebenso in die Simulation eines Zimmers einspeisen – strukturieren nicht das Sehen und das Gesehenwerden, sondern ihr zu erwartendes Verhältnis die weitere Kommunikation; und zwar immer in Abhängigkeit von den syntaktischen Merkmalen. Um Zurechenbarkeit zu gewährleisten, wird auch der Körper diesem Verhältnis unterzogen. In seine ohnehin schon virulente soziale Konditionierung schalten sich die apparativ-technischen Verfahren und ihre Bilder ein und variieren noch einmal die Beziehung zwischen ihm und den an ihn gestellten Anforderungen.²⁰ Er wird in einen zugleich symbolisierenden und symbolisierten Körper transformiert. An seine Beschaffenheiten, an sein bewegliches und proxemisches Verhalten, an seine Blicke und an den vermeintlich fernen Ort, an dem er sich aufhält, anzuschließen, setzt die im Darstellungsformat ermöglichten Bezugnahmen voraus. Denn er wird einerseits denotiert, und die Aufnahmen exemplifizieren andererseits seine Lokalität. Aus diesem Grund verschiebt sich das Schema von *da* oder *nicht-da*, das für einen als individuell erfahrbaren, fremden Körper gilt, zu der Frage, ob er nunmehr formatiert ist oder nicht. Einmal in dieses Schema eingebunden, kann man sich innerhalb der Kommunikation nur noch schwer der Kommunikation verweigern, so wie zwischenzeitliches Schweigen am Telefon die Kommunikation aufrechterhält, obwohl es die operativen Anschlußwerte stark mindert. Sobald man im Bild ist, wird man dargestellt und liefert dem Verstehen genügend Ansatzpunkte.

Der topographische Ort des Körpers wird zu einer Funktion des Darstellungsformats. Hier kommt die relative Fülle ins Spiel. So wie der Bezug auf beliebige Umweltaspekte es ermöglicht, sich zu verorten, so stellen die Darstellungen der Bilder eine unabsehbare

20. Vgl. hierzu John Canny/Eric Paulos: »Tele-Embodiment and Shattered Presence: Reconstructing the Body for Online Interaction«, in: K. Goldberg (Hg.), *The Robot in the Garden* (Anm. 7), S. 276–294.

Menge von Bezugspunkten zur Verfügung, die die Kommunikation darüber informiert, wo sie sich befindet. Die beteiligten, sprechenden Gesichter übernehmen dabei eine zentrale Rolle, da sie einerseits wie gewohnt den Blick auf sich lenken und da sie andererseits – und dies überbietet die Gewohnheit – eindringlich betrachtet werden können, ohne daß die Kommunikation dadurch irritiert werden würde. Der Unterschied zwischen der Person und dem Ort, an dem man sie vorfindet, wird eingeebnet, und statt dessen wird das Gesicht im Bild, in das man nicht mehr schaut, sondern das man vielmehr betrachtet, zum Ort der Person. Diese Transformation verhält sich homomorph zum Ablöseeffekt des Individuums. Die durchschreitbaren Räume, die die Anwesenheit und die einbeziehbare Nähe von adressierbaren Individuen versprechen, beruhen ausnahmslos auf den symbolischen Bezugnahmen des Darstellungsformats. Seine relative Fülle ersetzt die Umgebung von Individuen, in der sie sich orientieren, indem sie auf sie unbegrenzt Bezug nehmen können, und in der die Kommunikation zugleich ihren Platz findet. Statt dessen wird die Physiognomie zu einem erwartbaren Topologie der Kommunikation, zu einer *lokalen Angesichtigkeit*. Die Bilder garantieren die Adressierbarkeit und bestimmen gleichzeitig, wie weitreichend und struktureich die Kommunikation personalisiert ist. Da man sich aber nicht immer so vor der Webcam aufhält, wie das Darstellungsformat vielleicht erwarten läßt, gibt es zahlreiche Varianten, sich von diesem Prozeß abzukoppeln. Ebenso besteht die Möglichkeit, die symbolischen Bezugnahmen radikal zu vermindern, so daß die Darstellung eines Gesicht und eines Körpers nur noch dafür eintreten, ob sich jemand gerade vor der Kamera befindet oder nicht. So schnell wie eine Person aufscheint, kann sie auch wieder verschwinden. Die personale Adressierbarkeit läßt sich minimieren, und die individuelle Erreichbarkeit läßt sich abstellen.

Man hätte gewiß eine andere Frage stellen können, um nicht gleich mit einem neuen Begriff aufzuwarten: ob das Internet ein soziales System ist (und wenn ja: wie man am Beispiel von Webcams seine Funktionen bestimmen kann), ob der Mensch trotz der gewaltigen technologischen Entwicklungen doch nicht überflüssig wird (und wenn ja: welchen Beitrag Webcams dazu leisten), ob die technischen Apparaturen jeglichen Umgang prädisponieren (und wenn ja: wie Webcams dies vollbringen) oder ob es ein Medium der Bildlichkeit gibt (und wenn ja: welche Form die Bilder der Webcams zeitigen). So ergiebig die Antworten darauf ausfallen können, so unergiebig sind die Fragen selbst. Denn sie haben kein Problem, mit dem sie starten und das die Antworten auf die Fragen in Unruhe versetzt. Die Personifikation hingegen ist vom Problem der Selbstigkeit bestimmt, das den Eigensinn sozialer Praktiken antreibt.